

# Ein Modell der Sprachverwendung auf Bühlerscher Grundlage und seine Anwendung auf die 'Sprache der Literatur'

## 1. Das Organon-Modell Karl Bühlers

Karl Bühler geht in seinem auf Platon zurückgreifenden Modell der Sprachfunktionen davon aus, daß ein Sprachzeichen stets zu drei Größen in Beziehung steht: zu den Gegenständen und Sachverhalten der Wirklichkeit, zum Sprecher, zum Hörer. Die Welt mit ihren Gegenständen und Sachverhalten wird durch Zeichen „dargestellt“, die Sprecher bringen sich durch Zeichen „zum Ausdruck“, die Hörer werden durch Zeichen angesprochen, erfahren einen „Appell“. <sup>1</sup> Zumindest auf den ersten Blick scheint das Modell unkompliziert und in seinen Grundkategorien unmittelbar evident.

Bei näherer Betrachtung zeigen sich allerdings Probleme in der Abgrenzung der Sprachfunktionen *Darstellung*, *Ausdruck* und *Appell*. Der Bereich der *Darstellung* sei im folgenden — obgleich auch dort Unstimmigkeiten begegnen<sup>2</sup> — ausgeklammert, da sich die hier interessierende Fragestellung auf die Bereiche von *Ausdruck* und *Appell* bezieht.

Der „Ausdruck“ dient bei Bühler der Entäußerung der „*Innerlichkeit* des Ausdrückenden“ (1933, 198).<sup>3</sup> Das ist jedoch, und dies gilt es festzuhalten, nicht im Sinne einer referentiell-semantischen Beschreibung dieser Innerlichkeit zu verstehen, also nicht in dem Sinne, daß der Sprecher durch die Formulierung lexikalisch-semantischer Inhalte dasjenige äußere, was ihn intellektuell und emotional bewegt, denn ein solches referentiell-semantisches Sich-Äußern bleibt nach Bühler ausschließlich der Darstellungsfunktion vorbehalten. Vielmehr bedeutet „Ausdruck“, daß der Sprecher auf nicht-lexikalisch-semantische Mittel des sprachlichen Äußerns zurückgreift, etwa auf „Rhythmus, Melodie, Tempo“, <sup>4</sup> auf „Gebärden“, <sup>5</sup> auf „Betonung“, <sup>6</sup> auch auf grammatische Mittel wie den Konjunktiv in den Modalverben „könnte“ und „dürfte“, <sup>7</sup> auf Interjektionen wie „aha“ oder „au“, <sup>8</sup> die, ebenso wie „der unreflektierte Imperativ“, <sup>9</sup> für Bühler „überhaupt keine Nennfunktion haben“: <sup>10</sup> „Dies und noch viel mehr kann ausdrucks haltig sein und fungieren, ohne den reinen Darstellungsgehalt der Rede zu tangieren“. <sup>11</sup> „Ausdruck“ bezieht sich für Bühler also stets auf das *Wie* der Darstellung, nie auf das *Was*, nie auf den semantischen Gehalt des Dargestellten selbst. Anders formuliert: Die sprachliche Darstellung von Wirklichkeit ist bei Bühler als solche zunächst

frei von jedem „Ausdruck“ einer „Innerlichkeit“ des Sprechers, von seinen emotionalen und rationalen Bewertungen. Will man als Sprecher einen Gegenstand und Sachverhalt der Wirklichkeit emotional oder rational bewerten und damit seiner „Innerlichkeit“ Ausdruck verleihen, so stehen einem dazu lediglich außersemantische Mittel wie Rhythmus, Betonung, der Wechsel zwischen Indikativ und Konjunktiv etc. zur Verfügung. Entsprechendes gilt für den „Appell“ — der hier deshalb nicht in gleicher Detailliertheit behandelt werden muß —, auch er wird nicht durch lexikalisch-semantische Inhalte realisiert, sondern durch nicht-lexikalisch-semantische Mittel wie etwa den Vokativ, den Imperativ oder bestimmte rhetorische Mittel (1933: 111f.).

Ein Beispiel soll dies illustrieren: Sagt ein Sprecher „Ich bin müde“, so ist nach Bühler das Ausdrucksfunktionale der Äußerung u. a. die Tatsache, daß er Sprecher des Hochdeutschen ist (wenn er den Satz auf hochdeutsch äußert) oder daß er sich ärgert (wenn er den Satz im Ton der Erregung äußert) oder etwas Vergleichbares, nicht aber, daß er müde ist, denn dies wäre darstellungsfunktionaler Natur — es sei denn, die Art und Weise des Äußerns, etwa bestimmte prosodische Merkmale, erlauben den Schluß, daß der Sprecher tatsächlich müde ist.

Eine solche Charakterisierung der Sprachfunktionen hat nun den Nachteil, daß sie im Widerspruch zur alltäglichen Spracherfahrung steht. Diese sagt uns nämlich, daß der Ausdruck der Innerlichkeit eines Menschen bzw. der Appell an einen Rezipienten ganz wesentlich durch den semantischen Inhalt des Geäußerten erfolgt.<sup>12</sup> Durch die Art der Formulierung seiner Argumente, d. h. indem er dem Sich-Äußern und dem Appellieren keine lexikalisch-semantischen Möglichkeiten zugesteht, weist Bühler dem Äußern einer Innerlichkeit bzw. dem Appellieren an einen Rezipienten einen im Grunde peripheren Rang im Sprachgeschehen zu. Im Mittelpunkt steht bei ihm das *Darstellen*, und zwar keines im Dienste des *Ausdrucks* oder des *Appells*, sondern ein *Darstellen* ohne seine pragmatischen Bezüge, sozusagen um seiner selbst willen.

Bühler selbst scheint sich dieser Problematik zumindest in Ansätzen bewußt gewesen zu sein. An einer Stelle in einer frühen Arbeit spricht er sie gezielt an:

Wie die Dinge heute liegen, ist auch die Kundgabe [d. h. Ausdruck, A. G.] und Auslösung [d. h. Appell, A. G.] auf einen ganz ausgiebigen Gebrauch des Nennens [d. h. des Referierens auf Wirklichkeit, A. G.] angewiesen; der Imperativ *komm!* nennt die auszulösende Tätigkeit, der Anruf *Karl!* nennt den Hörer, der Befehl *alle Mann an Bord!* oder der Ausruf *wehe uns Gefangenen!* zeichnet sogar verwickelte Sachverhalte, die verwirklicht werden sollen oder auf die sich der kundgegebene Affekt bezieht, ganz mit den Mitteln des Darstellungssatzes.<sup>13</sup>

Offensichtlich ist Bühler nicht glücklich mit der Vorstellung, daß das „Nennen“, d. h. das Referieren auf außersprachliche Wirklichkeit mittels Sprache, lediglich dem *Darstellen* vorbehalten sein soll und ein Sprecher seine „Inner-

lichkeit“ nur durch außersemantische Mittel ausdrücken können soll. An anderer Stelle im selben Text gesteht er sogar zu, daß in Feststellungen wie „ich meine“ oder „ich fühle“ „Kundgabe und Darstellung zusammenfallen“. <sup>14</sup> Konsequenzen aus diesen Einsichten zieht Bühler jedoch nicht. <sup>15</sup>

## 2. Unterschiedliche Interpretationen

Es ist nun ein eigenartiges Kennzeichen der Rezeption von Bühlers Überlegungen, daß diese Problematik des Organon-Modells von zahlreichen Rezipienten durch etwas ausgeglichen wurde, was man vielleicht als 'fruchtbares Mißverständnis' bezeichnen könnte, 'Mißverständnis' deshalb, weil es sich nicht um ein bewußtes Umstrukturieren des Modells zu handeln scheint. Im Rahmen dieser Interpretation des Organon-Modells wird die Ausdrucksfunktion so gedeutet, daß ein Sprecher seine Innerlichkeit nicht durch nicht-lexikalische Mittel der Sprache wie „Rhythmus, Melodie, Tempo“ u. ä. ausdrückt, sondern sehr wohl durch lexikalisch-semantische Mittel, durch die Inhalte seiner Äußerungen. Das Bühlersche Modell wird dabei von einem Modell der Sprachfunktionen zu einem Modell der Beschreibung von Textsorten bzw., bezieht man mündliche Äußerungen ein, von Kommunikationssituationen. Aufschlußreich ist hier ein Blick in Schulbücher, da in ihnen das Bemühen besonders deutlich wird, komplexe theoretische Sachverhalte auf die ihnen inhärenten Prinzipien zu reduzieren, um sie so für die Praxis des Unterrichts anwendbar zu machen. Wird dort das Organon-Modell als Basis einer Differenzierung von Textsorten verwendet, <sup>16</sup> so wird unterschieden zwischen ausdrucksorientierten (häufig: „expressiven“), darstellenden und appellativen Texten. Ausdrucksorientierte/expressive Texte wären z. B. Privatbriefe, Tagebuchaufzeichnungen und, gelegentlich als Textsorte in toto hierunter aufgeführt, literarische Texte. <sup>17</sup> Zu darstellenden Texten werden etwa Fachtexte gezählt, zu appellativen z. B. Werbetexte und politische Pamphlete.

Ein so verstandenes Organon-Modell, bei dem auch *Ausdruck* und *Appell* durch lexikalisch-semantische Mittel zustande kommen, erlaubt damit diese Aussage: Ein jeder Text dient entweder vorrangig der Darstellung eines Gegenstandes oder Sachverhalts der Wirklichkeit (ohne daß diese Darstellung primär die intellektuelle und emotionale Befindlichkeit eines Sprechers/Autors ausdrücken oder an einen Rezipienten appellieren würde), oder er dient vorrangig dem Ausdruck dessen, was den Autor persönlich bewegt, oder er dient vorrangig dem Appell an einen Leser.

Daß es überhaupt zu dieser Interpretation des Organon-Modells kommen konnte, liegt an Unklarheiten in Bühlers Argumentation. Seinen im Vorangehenden zitierten Äußerungen, die das hier als erstes beschriebene Verständnis des Modells nahelegen — das Organon-Modell als Modell der Sprachfunktionen, wobei das Sich-Ausdrücken und das Appellieren lediglich durch nicht-

semantische Mittel geschehen — stehen nämlich Äußerungen gegenüber, die die Uminterpretation zu einem Textklassifikations-Modell erlauben, in dem Ausdruck und Appell sehr wohl durch semantische Mittel realisiert werden. Schon Bühlers Rede von der „Innerlichkeit“ des Sprechers, die „zum Ausdruck“ komme (1933: 198), auch seine Erwähnung der Lyrik als eines Bereichs der Sprachverwendung, in dem die Ausdrucksfunktion in besonderer Weise verwirklicht werde (1933: 104), oder seine explizite und zu seinen eingangs zitierten Feststellungen im krassen Widerspruch stehende Behauptung, daß auch die Relation zwischen Zeichen und Sprecher, d. h. auch die Ausdrucksrelation eine „semantische“ sei (1933: 102) etc.<sup>18</sup> — all dies kann sehr wohl suggerieren, daß Bühler unter *Ausdruck* rundweg jede Form der Entäußerung der Innerlichkeit eines Sprechers subsumiert, ob diese nun lexikalisch-semantisch verläuft oder nicht. Erstaunlich ist diese Interpretation von Bühlers Anliegen also nicht, allenfalls ist bemerkenswert, daß sie neben der kanonischen Bühler-Interpretation — derjenigen Interpretation, die letztlich Bühlers eigenem Verständnis des Modells entsprechen dürfte — besteht, ohne daß die Unterschiedlichkeit der Interpretationen zum Gegenstand der Diskussion würde.

### 3. Ein Vorschlag zur Modifizierung des Modells

Ein jeder Vorschlag zur Handhabung des Organon-Modells sieht sich dieser Problematik ausgesetzt: Folgt man konsequent der oben zuerst beschriebenen Interpretation des Modells, so reserviert man den Bereich der semantischen Inhalte vollständig für das Darstellen. Wollte ein Sprecher 'seiner Innerlichkeit Ausdruck verleihen' oder sich an einen Kommunikationspartner wenden, so stünden ihm dazu lediglich nicht-semantische Mittel zu Verfügung. Das aber widerspricht jeder alltäglichen Spracherfahrung und verhindert zudem auch die Verwendung des Modells zur Klassifizierung sprachlicher Äußerungen danach, ob sie vorwiegend dem Ausdruck von Gedanken und Gefühlen des Sprechers dienen oder der Darstellung eines Sachverhalts oder der Ansprache an einen Kommunikationspartner, d. h. es verhindert die Verwendung des Modells zur Klassifizierung von Textsorten bzw. Kommunikationssituationen. Folgt man dagegen der zweiten Interpretation des Modells, dann wird man sozusagen mit den spiegelbildlichen Problemen konfrontiert: Wenn das Lexikalisch-Semantische nicht mehr nur im Bereich der Darstellung, sondern in allen drei Bereichen — *Ausdruck*, *Darstellung*, *Appell* — zum Tragen kommt, dann stellt sich die Frage nach der Möglichkeit eines Sich-Ausdrückens oder eines Appellierens durch **nicht**-lexikalisch-semantische Mittel. Während man der ersten Interpretation vorwerfen kann, *Ausdruck* und *Appell* durch lexikalisch-semantische Mittel überhaupt nicht vorzusehen, wäre nun das Gegenteil der Fall: Für ein Sich-Ausdrücken oder Appellieren durch Melodie, Rhythmus, Gestik, Mimik, den Wechsel Indikativ/Konjunktiv etc. wäre kein Platz mehr im Modell.

Sinnvoll kann daher nur eine Verbindung beider Positionen sein. Danach ließe sich ein Modell der Sprachverwendung auf Bühlerscher Grundlage so charakterisieren (soweit, dies ist freilich Voraussetzung, grundsätzlich mit einem Modell operiert werden soll, welches tatsächlich drei Sprachfunktionen unterscheidet und nicht die Darstellungsfunktion unter die Ausdrucks- und Appellfunktion subsumiert<sup>19</sup>):

1. In graphischer Darstellung könnte das Modell als Dreieck wiedergegeben werden, dessen Eckpunkte die außersprachlichen Bezugsgrößen *Sprecher/Autor*, *Gegenstände und Sachverhalte der (fiktiven oder realen) Wirklichkeit* sowie *Rezipient* bilden. Im Zentrum des Modells steht eine sprachliche Einheit, die primär die Funktion besitzt, entweder einen Gegenstand oder Sachverhalt der Wirklichkeit *darzustellen* — wie dies z. B. in Fachtexten geschieht, d. h. ohne vorrangig die emotionale und intellektuelle Befindlichkeit eines Sprechers/Autors auszudrücken oder an einen Rezipienten zu appellieren — oder die „Innerlichkeit“ des Sprechers/Autors *auszudrücken* — wie dies etwa in Tagebuchaufzeichnungen der Fall ist — oder an einen Rezipienten zu *appellieren*, wie dies z. B. in Werbetexten geschieht.
2. Die sehr allgemeine Bezeichnung „sprachliche Einheit“ für dasjenige, was im Zentrum des Modells anzusetzen ist, soll verdeutlichen, daß es sich dabei um jedes Phänomen handeln kann, das im Sinne einer der drei Funktionen interpretierbar ist. Da das Modell eines der Sprachverwendung ist,<sup>20</sup> wird es sich bei der „sprachlichen Einheit“ immer um eine Erscheinung des konkreten Redeaktes handeln, also — geht man davon aus, daß Sprache nur in mündlichen oder schriftlichen (Ko- und Kon-)Texten vorkommt — um ein Element eines Textes, ein Textzeichen mit Ausdrucks- und Inhaltsseite.<sup>21</sup> Dies mag ein einzelnes lexikalisches Zeichen sein (etwa ein Wort in einer Aussage als Teil eines Textes), eine Verknüpfung lexikalischer Zeichen (z. B. ein Satz als Teil eines Textes), ein Teiltext, ein vollständiger Text, auch ein grammatisches Phänomen (z. B. ein bestimmter Modus verbi) oder aber ein Phänomen im Grenzbereich des eigentlich Sprachlichen, wie „Rhythmus“, „Betonung“ etc. Anders formuliert: Das *signifiant* des Textzeichens im Zentrum des Modells muß keineswegs immer das *signifiant* eines Wortzeichens mit begrifflicher Bedeutung sein und das *signifié* keineswegs eine der Einzelbedeutungen aus dem Repertoire der diesem *signifiant* auf der *langue*-Ebene konventionell zugeordneten Bedeutungsmöglichkeiten. Stattdessen kann eine jede sprachliche Form zum *signifiant* und ein jeder Inhalt zum *signifié* werden. So wäre etwa denkbar, daß einer bestimmten syntaktischen Erscheinung, z. B. einer Reihung elliptischer Sätze (= *signifiant*) in einem literarischen Text, eine begriffliche Bedeutung zukommt, vielleicht die, einen bestimmten seelischen Zustand des Protagonisten anzuzeigen (= *signifié*).<sup>22</sup>

Im Falle der grammatischen oder prosodischen Elemente ist es natürlich nur dann sinnvoll, von einem 'Textzeichen mit Bedeutung' zu sprechen, wenn unter 'Bedeutung' nicht eine konventionalisierte *langue*-Bedeutung verstanden wird. Die 'Bedeutung' solcher Elemente — z. B. die Interpretation von Ellipsen als Ausdruck der Befindlichkeit einer handelnden Person in einem literarischen Text — läßt sich oft nur ad hoc bestimmen, im Zusammenspiel mit der lexikalisch-semanticchen Bedeutung der jeweiligen Textpassage.

3. Ein Beispiel: Ein Sprecher äußert den Satz „Der Zug fährt um acht“. In einem bestimmten Ko- und Kontext gesprochen (möglicherweise im Zusammenhang eines längeren mündlichen Berichts), könnte der darstellungsfunktionale Aspekt des Satzes dominieren: Der Satz könnte — zunächst ohne Wertung oder Appell des Sprechers — auf den Sachverhalt der außersprachlichen Wirklichkeit verweisen, daß z. B. die Benutzung eines bestimmten Zuges in einem konkreten Reiseplan aus Zeitgründen ausgeschlossen ist. In einem anderen Ko- und Kontext gesprochen, könnte der ausdrucksfunktionale Aspekt des Satzes dominieren, indem er z. B. die Verärgerung des Sprechers darüber ausdrückt, daß er einen bestimmten Zug versäumt hat. In einem dritten Ko- oder Kontext gesprochen, könnte der Satz vorrangig appellativen Charakter haben, indem er als Aufforderung zur Beeilung verwendet wird. In jedem der Fälle also kommt dem lexikalisch dasselbe 'bedeutenden' Textzeichen im Zentrum des Modells („Der Zug fährt um acht“) eine je andere pragmatische Funktion zu.

Ein zweites Beispiel: Die beiden ersten Zeilen der zweiten Strophe von James Joyces Gedicht *Alone* lauten: „The sly reeds whisper to the night | A name — her name —“. Werden die Zeilen darstellungsfunktional interpretiert, so könnten sie z. B. als Hinweis auf den *Sachverhalt der Wirklichkeit* (in der Interpretation des Autors der Zeilen) verstanden werden, daß sich für einen Liebenden die Grenzen zwischen subjektiver Wahrnehmung und objektivem Gegebensein der Realität verwischen. Im Hinblick auf die Ausdrucksfunktion mag man in den Zeilen den Versuch des Autors erkennen, seine Sehnsucht sprachlich zu fassen, vielleicht, um sich der inneren Spannung zu entledigen. Wird der Text als primär appellativer verstanden, so könnten die Zeilen als Anruf an die Geliebte, der das Gedicht womöglich gewidmet ist, verstanden werden, sich dem Liebhaber zuzuwenden.

Ein drittes Beispiel: In Heinrich Lausbergs *Handbuch der Literarischen Rhetorik* findet sich der Satz (Paragraph 856): „Die *concessio* ist das Eingeständnis (*confessio*), daß das eine oder andere der gegenerischen Argumente richtig und für die eigene Sache ungünstig ist.“ In darstellungsfunktionaler Interpretation — es wäre kaum plausibel, dem Satz einen dominant ausdrucks- oder appellorientierten Charakter zuzusprechen — läßt sich der Satz als Feststellung des *Sachverhalts der Wirklichkeit* inter-

pretieren, daß in der antiken Gerichtsrede die rhetorische Figur der *concessio* das Eingeständnis (*confessio*) darstellt, bestimmte gegnerische Argumente seien richtig und für die eigene Sache ungünstig. Hier, wie überhaupt bei Fachtexten in der Regel, deckt sich die Bedeutung des Textzeichens im Zentrum des Modells mit der Interpretation, die sich durch den Bezug dieses Textzeichens auf die *Gegenstände und Sachverhalte der Wirklichkeit* ergibt (— E. Coseriu spricht dabei von „zwei semiotischen Ebenen“, die einander nachgeordnet sind; vgl. dazu Punkt 4).

Festzuhalten bleibt: Dieselbe Äußerung läßt sich im Hinblick auf ihre Funktion mehrfach interpretieren; welche der Funktionen dominant ist — die zunächst nicht subjektiv wertende oder zu einem Handeln auffordernde Darstellung eines Sachverhaltes, der Ausdruck einer „Innerlichkeit“, der „Appell“ an einen Kommunikationspartner — muß von Fall zu Fall entschieden werden. Wie mehrfach festgestellt, können sich die jeweiligen Interpretationen nicht nur auf den lexikalisch-semantischen Inhalt der Äußerung berufen, sondern auch auf außerlexikalische Aspekte. Bei den Interpretationen der oben zitierten Beispiele blieben solche außerlexikalischen Aspekte unberücksichtigt, ließen sich aber leicht einbeziehen: Bei der ausdrucksfunktionalen Interpretation des 2. Beispiels z. B. (‘Verärgerung des Sprechers’) könnten auch die Satzintonation, möglicherweise auch die Mimik bzw. die Gestik des Sprechers einbezogen werden, in einem schriftlichen Text könnte der *Ausdruck* der ‘Verärgerung’ (zusätzlich) durch bestimmte stilistische Mittel verdeutlicht werden, etwa durch ein Ausrufungszeichen.

Abschließend eine Bemerkung zur Rede von der „Innerlichkeit“ des Sprechers/Autors als Gegenstand der Ausdrucksfunktion: Tatsächlich wird diese Formulierung Bühlers nur einem Teil dessen gerecht, was durch Sprache ‘ausgedrückt’ werden kann. Die Verwendung des Substantivs „Innerlichkeit“ legt nämlich nahe, daß es sich bei demjenigen, was zum Ausdruck kommt, insbesondere um Emotionen und noch unbestimmte Vorstellungen des Sprechers handelt. In der Sprachwissenschaft nach Bühler aber ist es üblich, im Zusammenhang mit der Ausdrucksfunktion eher an diatopische oder diastratische Phänomene zu denken. Entsprechend ist dann auch weniger die Rede von „Ausdrucksfunktion“ als von „Symptomfunktion“ — Bühler selbst weist dem Zeichen die Aufgabe zu, „*Symptom* (Anzeichen, Indicium) kraft seiner Abhängigkeit vom Sender zu sein“<sup>23</sup> —, um zu verdeutlichen, daß z. B. Dialektmerkmale als Symptom für die Person des Sprechers, in diesem Falle für seine geographische Herkunft, zu verstehen sind. Hinzu kommt bei diesem Verständnis der Ausdrucks- bzw. Symptomfunktion, daß, im Gegensatz zum Ausdruck von Gefühlen, von der Nicht-Intentionalität des Sich-Ausdrückens ausgegangen wird; die erwähnten Dialektelemente, um beim Beispiel zu bleiben, werden vom Sprecher in der Regel nicht absichtlich zum Ausdruck gebracht. Diese beiden Aspekte, die Konzentration auf diatopische und diastratische Momente sowie die Nicht-Intentionalität des Sich-Ausdrückens,

müssen ebenfalls von der hier skizzierten Variante des Organon-Modells erfaßt werden können, und dies ist auch der Fall.

Zusammenfassend: Karl Bühlers Organon-Modell läßt sich insbesondere im Hinblick auf die Bewertung der Funktionen von Ausdruck und Appell unterschiedlich interpretieren: Gemäß der einen Interpretation kommen Ausdruck und Appell ausschließlich durch Mittel zustande, die nicht lexikalisch-semanticischer Natur sind (z. B. prosodische Merkmale), so daß das Modell z. B. zur Beschreibung bestimmter Sprecherhaltungen ('Aufregung', 'Verärgerung' etc.) oder bestimmter diatopischer und diastratischer Phänomene einsetzbar ist (z. B. Bewertung bestimmter phonetischer Spezifika als „Symptom“ für die geographische Herkunft des Sprechers). Die zweite Interpretation dagegen sieht Ausdruck und Appell durchaus durch lexikalisch-semanticische Mittel realisiert und kann dementsprechend das Modell u. a. zur Klassifizierung von Texten oder Textsorten bzw. Kommunikationssituationen verwenden. Karl Bühler selbst vertritt überwiegend die zuerst genannte Position, argumentiert jedoch nicht konsequent, sieht zumindest die mit seiner Argumentation verbundenen Probleme und trägt seine Überlegungen deshalb gelegentlich in einer Weise vor, die eine Umdeutung des Modells im Sinne der zweiten Interpretation durchaus nahelegt.

Das Organon-Modell in der hier vorgestellten Variante versucht beide Positionen zu verbinden. Es ist ein Modell der Funktionen der Sprachverwendung und dient dazu, sprachliche Äußerungen dahingehend zu interpretieren, ob sie 1. primär als Ausdruck der Innerlichkeit (des Fühlens, Denkens) — bzw. als Symptom bestimmter Persönlichkeitsmerkmale (z. B. diatopischer und diastratischer Art) — des Sprechers/Autors zu werten sind oder 2. primär zur Darstellung von Gegenständen und Sachverhalten der Wirklichkeit verwendet werden oder 3. primär kommunikative Funktion besitzen, d. h. dem Appell an Rezipienten dienen. Damit erlaubt das Modell unterschiedliche Arten der Kategorisierung, etwa von Texten zu Textsorten, aber auch diatopischer und diastratischer Phänomene, z. B. im Bereich der Aussprache. Voraussetzung ist, daß im Zentrum des Modells jede Größe angesetzt werden kann, die in ausdrucks-, darstellungs- oder appellfunktionaler Hinsicht interpretierbar ist, d. h. sowohl lexikalische Zeichen bzw. Textteile und Texte als auch Phänomene wie Betonung und Rhythmus.<sup>24</sup>

#### 4. Anwendung des modifizierten Modells auf die 'Sprache der Literatur'

Im folgenden sollen zwei Erweiterungen bzw. Umstrukturierungen des Organon-Modells diskutiert werden, wobei besonderes Augenmerk auf Versuche gelegt wird, mit diesem Modell die 'Sprache der Literatur' zu beschreiben.

Unter den Überarbeitungen, die Karl Bühlers Organon-Modell im Laufe der Jahre erfahren hat, ist die durch Roman Jakobson eine der am meisten

diskutierten. Im Jahre 1960 veröffentlichte Jakobson ein Modell der Sprachfunktionen, in dem er neben den drei Bühlerschen Funktionen (die bei Jakobson in anderer Terminologie begegnen) drei weitere Funktionen unterscheidet: eine metasprachliche, eine phatische und eine poetische.<sup>25</sup> Was die metasprachliche und die phatische Funktion angeht, so sei hier lediglich auf die Kritik E. Coserius verwiesen; ihr braucht nichts hinzugefügt zu werden.<sup>26</sup> Jakobsons eigentliches Anliegen war ohnehin die poetische Funktion, die er bekanntlich als „Ausrichtung auf die Botschaft um ihrer selbst willen“ (1979: 92) bestimmt. Als ein Beispiel wählt er den US-amerikanischen Wahlslogan „I like Ike“, dessen geschickte klangliche Gestaltung Ausdruck der poetischen Funktion sei und den referentiellen Gehalt der Aussage unterstütze. Während für Jakobson in diesem Wahlslogan die poetische Funktion aber nur sekundär zur referentiellen Funktion (bei Bühler: Darstellungsfunktion) ist, ist sie in literarischen Texten die dominierende: „Die poetische Funktion stellt nicht die einzige Funktion der Wortkunst dar, sondern nur eine vorherrschende und strukturbestimmende und spielt in allen anderen sprachlichen Tätigkeiten eine untergeordnete, zusätzliche, konstitutive Rolle“ (ebd.).

Eugenio Coseriu hat nun Jakobsons Konzept der poetischen Funktion scharf kritisiert und ihm eigene Überlegungen zum Thema ‘Sprache und Literatur’ gegenübergestellt. Als erstes verwirft er Jakobsons Ansicht, daß das Wie der sprachlichen Gestaltung eines Textes über dessen Poetizität entscheide, da das Wesentliche der Literatur vielmehr in einem „besonderen Inhalt“ (1981: 60) bestehe. Coseriu hat recht: Wer das Poetische eines Textes in dessen formale Gestaltung verlegt, impliziert in der Tat, daß es so etwas wie poetische bzw. nicht-poetische Sprachformen per se gibt. Einer ‘normalen’ Sprache stünde damit eine ‘literarische’, durch bestimmte Formelemente — wie sie etwa von der Rhetorik aufgelistet werden — gekennzeichnete gegenüber. Das poetischste Werk wäre jenes, in welchem diese Formelemente am virtuosesten gehandhabt würden, dessen Sprache formal die stärkste Abweichung zur stilistischen ‘Normallage’ der Gemeinsprache aufweist — eine Ansicht, die selbst für die in der Dichtung oft stark manieristische Züge aufweisende Barockzeit nur eingeschränkt gilt (man denke an die zahlreichen Beteuerungen der Verfasser von Poetiken, zur Dichtung gehöre auch „natura“ und nicht nur „ars“) und die spätestens in der Moderne ihre Gültigkeit vollends verloren hat.

Der bei Jakobson letztlich implizierten Auffassung, das Poetische zeige sich darin, daß eine ganz bestimmte Erscheinungsform von Sprache, sozusagen eine Varietät unter anderen realisiert werde, stellt Coseriu diesen Gedanken gegenüber:

Die Dichtung — und unter Dichtung verstehe ich nicht nur die Poesie im engeren Sinne, sondern die Literatur als Kunst — ist der Ort der Entfaltung der funktionellen Vollkommenheit der Sprache. Der dichterische Sprachgebrauch ist nicht etwa eine Abweichung vom „normalen“ Sprachgebrauch,

genau das Umgekehrte ist der Fall: Alle anderen Modalitäten der Sprache wie z. B. die Alltagssprache oder die Wissenschaftssprache [...] stellen Abweichungen gegenüber der totalen Sprache dar, gegenüber der Sprache schlechthin. Wenn man von Reduktion sprechen darf, so im Fall der verschiedenen Arten des nicht-dichterischen Sprachgebrauchs [...]. (1981: 110f.)

Das Argument überzeugt, kann aber im Einzelfall eines konkreten Textes nicht zur Bestimmung von Poetizität dienen. Denkbar wäre nämlich, daß ein literarischer Text sein Repertoire sprachlicher Formen lediglich aus einer einzigen Erscheinungsform der „totalen Sprache“ (oder nur aus wenigen ihrer Erscheinungsformen) bezieht, z. B. aus der Gemeinsprache. Auch dann aber wäre er ein literarischer Text, und es müssen andere Kriterien zu seiner Bestimmung gefunden werden.

Coseriu selbst weist in diesem Zusammenhang der „Evokation“ eine besondere Rolle zu. Auch nach seiner Auffassung sollte im Zentrum des Organon-Modells ein vollständiges Zeichen mit Ausdrucks- und Inhaltsseite stehen. Dieses Zeichen bedeutet zwar etwas, zeigt damit aber noch nicht notwendigerweise den „Sinn“ an, da der „Sinn“ dasjenige ist, was mit dem Bedeuteten ‘eigentlich’, d. h. auf einer „zweiten semiotischen Ebene“ (1981: 49) gemeint ist (vgl. dazu oben Punkt 3). Geradezu typisch ist diese zweifache Zeichenleistung für die Literatur: „In der Dichtung wird nämlich all das durch die Sprache bedeutete (Personen, Situationen, Handlungen usw.) wieder zu einem *signifiant*, dessen *signifié* eben der Sinn des Textes ist. In dieser Hinsicht spricht z. B. Kafka eigentlich nicht über Gregor Samsa, sondern mittels Gregor Samsa über etwas anderes; auch Gregor Samsa ist in dieser Hinsicht nur ein *signifiant*“.<sup>27</sup> Sinn erhält ein Textzeichen durch die zahlreichen Relationen, in denen es steht, z. B. durch Relationen mit anderen Zeichen im selben Text (z. B. durch Alliteration), mit Zeichen in anderen Texten (ein Sachverhalt, den die neuere Texttheorie „Intertextualität“ nennt), mit Sachen (z. B. in der Lautmalerei) etc. (1981: 68-101). Coseriu faßt die Gesamtheit dieser Relationen unter dem Terminus „Evokation“ zusammen und stellt diese Evokation als eine Art vierte Sprachfunktion neben Darstellung, Ausdruck und Appell, wobei der Sinn „aus der Kombination der Bühlerschen Funktionen [...] und der Evokation“ entsteht (1981: 102).

Die Existenz zweier semiotischer Ebenen ist m. E. allerdings kein hinreichendes Spezifikum literarischer Texte, und eine Kategorie „Evokation“ als Erweiterung des Bühlerschen Modells scheint mir als Definiens nicht notwendig. Das Auseinanderfallen von Bedeutung und Sinn in zwei einander nachgeordnete semiotische Verhältnisse begegnet auch in Gebrauchstexten, man denke nur an die Möglichkeit, etwas mittels indirekter Sprechakte mitzuteilen (der in einer ganz alltäglichen Situation geäußerte Satz „Der Zug fährt um acht“ ‘bedeutet’, daß ein bestimmter Zug um acht Uhr fährt, kann aber den ‘Sinn’ haben, d. h. den Sachverhalt darstellen, daß eine Reise nicht in der geplanten Weise durchführbar ist). Auch die Art und Weise, wie einem

Textzeichen ein bestimmter Sinn zugesprochen wird, nämlich durch sein Hineinstellen in Relationen zu Zeichen im selben Text (z. B. Alliteration), in anderen Texten (Intertextualität), zu Sachen (Lautmalerei) etc., ist keine Eigenschaft, die ausschließlich literarischen Texten zukommt. Ohne Zweifel begegnen solche Sinngebungsrelationen in literarischen Texten gehäuft und sind daher ein wichtiges Indiz für Poetizität, doch müssen sie sich erst mit einem zweiten, pragmatischen Kriterium verbinden, um zu einem wirklichen Definiens für Literatur zu werden. Grundsätzlich nämlich könnte ein Interpret auch nicht-literarische Texte in derartige Sinngebungsrelationen stellen; selbst alltägliche Gebrauchstexte können Alliterationen oder lautmalende Elemente enthalten oder sich mit interpretatorischem Geschick in intertextuelle Relationen setzen lassen. Entscheidend ist aber nun, daß kein Interpret auf den Gedanken käme, Gebrauchstexte in dieser Weise interpretativ auszuloten, und genau in diesem Punkt liegt das zweite konstitutive Kriterium der Poetizität: in der spezifischen Art und Weise ihrer Rezeption. Der Grund, warum sich der Leser eines literarischen Textes im Vorgang der Rezeption überhaupt die Freiheit nimmt, das Textzeichen in mannigfache Sinngebungsrelationen zu stellen, ist in dem Verhältnis des Textzeichens zu den pragmatischen Bezugsgrößen *Autor, Gegenstände und Sachverhalte der Wirklichkeit* sowie *Leser* zu suchen. Im Gegensatz zu Gebrauchstexten ist dieses Verhältnis in literarischen Texten 'aufgehoben' (im Hegelschen Sinne des Wortes),<sup>28</sup> d. h. es ist zwar gegeben, nicht aber unmittelbar, nicht so, daß das Textzeichen hinsichtlich der Inhalte, die es vermittelt, als faktischer Ausdruck der Innerlichkeit des Autors bzw. als durch nichts gebrochene, objektive Darstellung der Gegenstände und Sachverhalte der Wirklichkeit bzw. als expliziter Appell an eine Leserschaft zu verstehen wäre. Der Bezug des Textzeichens zu Autor, Welt und Leser kann im literarischen Text immer auch anders gedeutet werden als in der gerade stattfindenden Interpretation, ohne daß die zu anderen Ergebnissen gelangenden Interpretationen damit notwendigerweise ihre Gültigkeit verlieren. Es ist die Unmöglichkeit, den literarischen Text in einer 1:1-Beziehung zu Autor, Welt oder Leser aufgehen zu lassen, ihn gewissermaßen mit der Innerlichkeit des Autors als historischer Person, mit der Welt in ihrem faktischen Gegebensein oder mit einem kommunikativen Auftrag an eine historische Leserschaft zu verrechnen, die das Spezifikum der Zeichenverwendung in literarischen Texten ausmacht.<sup>29</sup> Wäre dies nicht der Fall, würde sich der literarische Text in einem einmaligen historischen Handlungszusammenhang erschöpfen — der Autor X wollte einer bestimmten historischen Gruppe von Lesern etwas 'mitteilen' und stellt zu diesem Zweck Ausschnitte der außersprachlichen Wirklichkeit in seiner Interpretation dar — dann wäre unser Interesse an diesem Text nicht mehr als ein rein historisches, auf dokumentarische Rekonstruktion des ursprünglichen Handlungszusammenhanges ausgerichteter.

Die Koppelung der Poetizität eines Textes bzw. Textzeichens an die Aufhebung der pragmatischen Bezüge zu Autor, Welt und Leser ist allerdings, dies sei abschließend hinzugefügt, als gradierbar zu verstehen: Je stärker diese Bezüge aufgehoben sind, desto deutlicher erweist sich der literarische Charakter des Textes. Man hat sich also zwei extreme Pole in der Textlandschaft vorzustellen: In einem Falle sind die Bezüge in vollem Umfang gegeben, d. h. nicht aufgehoben — bei Texten, deren ausschließlicher Gebrauchszweck allgemein anerkannt ist —, im anderen Falle wären sie in vollem Umfang aufgehoben, bei Texten, deren ausschließlich literarischer Status anerkannt ist. Zwischen den beiden Polen bestehen zahlreiche Übergänge (experimentelle Lyrik etwa wird eher dem letztgenannten Extrem entsprechen als politisch engagierte Literatur, eine Gebrauchsanweisung eher dem erstgenannten Extrem als manche publizistische Texte).

Zusammenfassend: Soll das Organon-Modell auf die Spezifika der Sprachverwendung in literarischen Texten anwendbar sein, so muß es in einigen Punkten modifiziert werden. Zunächst — und dies gilt grundsätzlich, noch vor einer spezifischen Anwendung auf literarische Texte — muß es als Modell der Zeichenverwendung verstanden werden. Dazu ist notwendig, daß ein vollständiges Zeichen mit Ausdrucks- und Inhaltsseite im Zentrum des Modells steht. Dies hat zur Folge, daß zweitens Ausdruck und Appell nicht durch ausschließlich nicht-lexikalisch-semantische Mittel realisiert werden dürfen, sondern das Modell seinen Zweck darin haben muß, anzuzeigen, ob ein Textzeichen vorrangig einem *Ausdruck der Innerlichkeit des Autors* bzw. der *Darstellung von Gegenständen und Sachverhalten der Wirklichkeit* bzw. dem *Appell an einen Rezipienten* dient, ganz gleich, ob dies nun mittels lexikalisch-semantischer Referenz oder auf andere Weise geschieht. Und drittens — dies ist nun ein Spezifikum der Zeichenverwendung in literarischen Texten — muß der Bezug zu den pragmatischen Größen Autor, Wirklichkeit und Leser als 'aufgehoben' betrachtet werden, wobei der Grad des Aufgehobenseins als Kriterium der Poetizität gilt.

## Anmerkungen

1. *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena 1934. 2. Aufl. Stuttgart-New York 1965. — Die terminologischen Ersetzungen Bühlers — für „Ausdruck“ verwendet er in anderen Beschreibungen des Modells „Kundgabe“ bzw. spricht von der Funktion des Zeichens als „Symptom“, für „Appell“ verwendet er auch „Auslösung“ bzw. spricht von der Funktion des Zeichens als „Signal“, und im Zusammenhang der „Darstellung“ spricht er auch von der Funktion des Zeichens als „Symbol“ — sind für die hier diskutierte Fragestellung nicht von Bedeutung. — Die für Bühler zentrale Stelle bei Platon lautet: „Das Wort ist also eine Art Werkzeug der Belehrung und der Sonderung der Seinsverhältnisse“. Zitiert nach der Übersetzung OTTO APELTS: *Platon. Sämtliche Dialoge*. Hamburg 1988, Bd. 2, S. 45.
2. Diese Unklarheiten werden bei der Formulierung zweier Fragen deutlich: 1. Bedeutet 'Darstellung', daß sich die Ausdrücke auf die tatsächlich vorhandenen Gegenstände und Sachverhalte der Wirklichkeit oder aber auf unsere Vorstellungen von den Gegenständen

- und Sachverhalten der Wirklichkeit beziehen? 2. Impliziert das Konzept der Darstellungsfunktion, daß sich die Ausdrücke auf eine präexistente, außersprachliche Wirklichkeit beziehen — sei diese nun faktisch oder als Vorstellung gegeben — oder aber daß die Ausdrücke nur innersprachlich verweisen, im Sinne einer relationalen im Gegensatz zu einer referentiellen Semantik? — Vgl. dazu: HERRMANN, THEO: *Sprachstrukturen und ihre aktionale Realisation. Psychologische Erwägungen zu Karl Bühlers „Axiomatik der Sprachwissenschaften“*. In: GRAUMANN, CARL FRIEDRICH – HERRMANN, THEO (Hrsg.): *Karl Bühlers Axiomatik. Fünfzig Jahre Axiomatik der Sprachwissenschaften*. Frankfurt 1984, S. 143-172; 156f. Kritische Bemerkungen auch bei STRÖKER, E., in ihrer Ausgabe der *Axiomatik*, S. 121. HÖRMANN, HANS (*Einführung in die Psycholinguistik*. Darmstadt 1981, S. 26) verweist auf die aristotelische Tradition der Bühlerschen Auffassung. — Zur Frage des Umfangs der sprachlichen Größen, mittels derer sich Sprecher auf Wirklichkeit beziehen, also zur Frage nach dem Verhältnis von Wort und Satz bei Bühler vgl. KUBCZAK, HARTMUT: *Bühlers Symptomfunktion*. In: *Zeitschrift für romanische Philologie* 100/1984, S. 2-25; 4f.
3. Folgende Arbeiten Bühlers werden herangezogen: *Kritische Musterung der neueren Theorien des Satzes*. In: *Indogermanisches Jahrbuch* 6/1918, S. 1-20; *Die Axiomatik der Sprachwissenschaften* (1933). Einleitung u. Kommentar v. STRÖKER, E. 2., durchges. Aufl. Frankfurt 1976; *Sprachtheorie* [s. Anm. 1].
  4. 1976: 104; vgl. auch Bühlers Bemerkungen zu seiner Versuchsreihe über „Stimme und Persönlichkeit“, ebd.: 108.
  5. 1918: 9.
  6. Ebd. 11.
  7. Ebd. 9.
  8. Ebd. 1.
  9. Ebd. 8.
  10. Ebd. 10.
  11. 1976: 105.
  12. Vgl. dazu auch MIHÁLY PÉTER in: *Das Problem des sprachlichen Gefühlsausdrucks in besonderem Hinblick auf das Bühlersche Organon-Modell*. In: ESCHBACH, ACHIM (Hrsg.): *Bühler-Studien*. 2 Bde. Frankfurt 1984, Bd. 1, S. 239-257.
  13. 1918: 10.
  14. Bühler 1918: 12.
  15. Die Art und Weise, wie Bühler die Sprachfunktionen bestimmt, impliziert zudem eine absolute Trennung zwischen dem Dargestellten selbst und der Art und Weise der sprachlich-formalen Präsentation des Dargestellten. Diese Trennung wurde bereits von Veltrusky, später von Nehring und schließlich von Péter kritisiert; vgl.: VELTRUSKY, JIRI: *Bühlers Organon-Modell und die Semiotik der Kunst*. In: *Bühler-Studien*. Bd.1, S. 161-205; 169; NEHRING, A.: *Sprachzeichen und Sprechakte*. Heidelberg 1963, 35f.; PÉTER 1984. — Vgl. auch HERMANN, FRITZ (*Kognition, Emotion, Intention. Dimensionen lexikalischer Semantik*. In: HARRAS, GISELA (Hrsg.): *Die Ordnung der Wörter — kognitive und lexikalische Strukturen*. Jb. 1993 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin – New York 1994), der auf ganz andere und sehr überzeugende Weise die Trennung zwischen den unterschiedlichen Sprachfunktionen in Frage stellt: Anhand zahlreicher Beispiele weist er nach, daß lexikalische Einheiten schon aufgrund ihrer spezifischer Bedeutungsaspekte oft mehr als bloße 'Darstellung von Gegenständen und Sachverhalten' sind. So lassen sich etwa „kausative affektive Adjektive“ angeben, die nicht nur deskriptiv semantische Informationen über den bezeichneten Gegenstand angeben, sondern gleichzeitig Informationen über den Sprecher vermitteln. Wer z. B. über einen Menschen sagt: „Der arme Kerl!“ sagt nicht dasselbe wie derjenige, der ein in Wörterbüchern angegebenes Synonym wie das wesentlich deskriptivere „bedauerenswert“ verwendet, sondern er gibt gleichzeitig seine persönliche Betroffenheit, sein Mitgefühl zu erkennen. Entsprechendes gilt für den appellfunktionalen Bereich: Ein Wort wie „Unkraut“ hat nicht nur eine im Bereich der Botanik angesiedelte deskriptive Bedeutung, sondern gleichzeitig eine „deontische“, d. h. eine „präskriptive“ Bedeutung, indem es auch eine Aufforderung zum Handeln beinhaltet, im Falle von „Unkraut“: „Das darf man, ja das soll man ausreißen oder sonstwie vernichten“.

16. Um nur zwei Bücher zu nennen: BEIER, HEINZ – LEINER, FRIEDRICH – WAGNER, RÜDIGER: *Vorkurs Deutsch*. München 1985, 25f.; LORENZ, DIETER: *Basiswissen Deutsch*. München 1984, 13. Lorenz stellt eine Mischung der Modelle von Bühler und Jakobson vor, ohne allerdings deren Namen zu nennen.
17. Zwar nicht in dieser Formulierung, aber dem Sinne nach z. B. in: REISS, KATHARINA: *Texttyp und Übersetzungsmethode. Der operative Text*. Kronberg/Ts. 1976.
18. An anderer Stelle rückt Bühler die „wissenschaftliche Sprache“ in den Bereich der Darstellung und charakterisiert „den Lyriker“ als Produzenten von ausdrucksorientierten Texten: „Man müßte aus dem Leben konkrete Sprechereignisse herausgreifen, in denen das erstmal sichtbar wird, daß so gut wie alles abgesteckt und zugerüstet sein kann auf die Darstellungsfunktion der Sprachzeichen allein; das gilt sicher am ausgesprochensten für die wissenschaftliche Sprache [...]“ Und weiter, zur Ausdrucksfunktion: „Denn ein Rest von Ausdruck steckt auch in den Kreidestrichen noch, die ein Logiker oder Mathematiker an die Wandtafel malt. Man muß also nicht erst zum Lyriker gehen, um die *Ausdrucksfunktion* als solche zu entdecken; nur freilich wird die Ausbeute beim Lyriker reicher sein“ (1965: 31).
19. Zu eben dieser Subsumtion der Darstellungsfunktion und der entsprechenden Differenzierung in nur zwei Sprachfunktionen vgl. Verf.: *Die zwei Funktionen von Sprache: kommunikativ und sprecherzentriert*. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, Heft 3/1995.
20. Ein Zeichenverwendungsmodell halten — wenn auch aufgrund anderer Argumente — auch Friedrich Kainz und Eugenio Coseriu für sinnvoll, wobei sie deutlich machen, daß Bühler selbst nicht genau zwischen einem Modell des Zeichens und einer seiner Verwendung unterscheidet. In: KAINZ, FRIEDRICH: *Psychologie der Sprache*. 5 Bde. Bd. I. 2. Aufl. Stuttgart 1954, 74f. u. 175f.; COSERIU, EUGENIO: *Textlinguistik*. Hrsg. u. bearb. v. ALBRECHT, JÖRN. 2. durchges. Aufl. Tübingen 1981, 66f.
21. Bei Bühler ist das keineswegs eindeutig; einige seiner Formulierungen könnten nahelegen, daß er unter der im Zentrum des Modells angesetzten Größe „Zeichen“ lediglich die **Ausdrucksseite** eines Zeichens versteht (vgl. die Bezeichnungen „konkrete[s] Schallphänomen“ und „Lautstrom der Rede“ für diese Größe). Eine solche Interpretation führt allerdings zu neuen Schwierigkeiten: Die Ausdrucksseite alleine kann natürlich nichts lexikalisch-semantisch 'bedeuten', sie kann es erst dann, wenn sie in Relation zu den „Gegenständen und Sachverhalten“ gestellt wird. Dies aber wirft sogleich die Frage nach dem Status der „Gegenstände und Sachverhalte“ auf: Es würde sich bei ihnen nicht mehr um die faktisch vorhandenen Gegenstände und Sachverhalte der außersprachlichen Wirklichkeit handeln, sondern um die sprachliche Fassung dieser Gegenstände und Sachverhalte, also um die Bedeutungen der Lexeme einer jeweiligen Einzelsprache. Selbst wenn man dem folgen wollte, würde sich doch zugleich die anschließende Frage nach dem Status von „Sender“ und „Empfänger“ im Bühlerschen Modell stellen: Da sie auf der gleichen Modellebene liegen wie die „Gegenstände und Sachverhalte“, wären auch sie zunächst nur sprachliche, noch nicht reale Größen, was jedoch vollends unverständlich wäre.
22. Vgl. dazu auch den Abschnitt *Die „Konnotation“ eines Sprachstils als sinnkonstituierender Faktor im Werk Franz Kafkas* in COSERIU 1981: 128ff.
23. 1934: 28.
24. Insofern ist der Ausdruck „Zeichen“ für die im Zentrum des Modells stehende Größe im allgemeinsten Sinne zu verstehen, nämlich als 'Zeichen' wie als 'Anzeichen'.
25. Zur Geschichte der Bestimmungen von Sprachfunktionen in diesem Jahrhundert vgl. HANSPETER ORTNER: *Nachdenken über die Funktionen der Sprache*. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 20/1992, S. 271-297. — Im folgenden wird aus der deutschen Übersetzung des Aufsatzes *Linguistics and Poetics* zitiert: *Linguistik und Poetik*. In: ders.: *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921-1971*. Hrsg. v. HOLENSTEIN, ELMAR – SCHELBERT, TARCISIUS. Frankfurt 1979, S. 83-121.
26. COSERIU (1981: 63) weist nach, daß es sich „weder bei der phatischen noch bei der metasprachlichen Funktion [...] um begrifflich wirklich notwendige Ergänzungen des Organon-Modells [handelt], denn beide Funktionen sind nichts weiter als Spezialfälle der Appell- bzw. der Darstellungsfunktion“.

27. Thesen zum Thema „Sprache und Dichtung“. In: ALBRECHT, JÖRN – LÜDTKE, JENS – THUN, HARALD (Hrsg.): *Energeia und Ergon. Sprachliche Variation — Sprachgeschichte — Sprachtypologie. Studia in honorem Eugenio Coseriu*. 3 Bde. Tübingen 1988. Bd. 1, S. 291-294; 294.
28. Auch Coseriu spricht an einer Stelle von *Aufhebung*, allerdings in einem völlig anderen Zusammenhang.
29. Jakobson schreibt: „Der Vorrang der poetischen Funktion vor der referentiellen löscht den Gegenstandsbezug nicht aus, sondern macht ihn mehrdeutig“ (1979: 111). Er macht ihn mehrdeutig, so wäre zu ergänzen, indem er ihn aufhebt.

